

SILVIA VASQUEZ-LAVADO
Im Schatten des Mount Everest



SILVIA VASQUEZ-LAVADO

**IM
SCHATTEN
DES
MOUNT
EVEREST**

Wie ich meinen größten Schmerz
auf den höchsten Berg der Welt trug
und ihn dort losließ

Übersetzt aus dem Amerikanischen von
Johanna Ott

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
In the Shadow of the Mountain bei Henry Holt & Company, Inc.,
120 Broadway, New York, NY 10271.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom
Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

**Triggerwarnung: Das folgende Werk enthält
vereinzelt Schilderungen sexualisierter Gewalt und
sexuellen Missbrauchs.**



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2022

Copyright © 2022 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
ein Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2022 by Silvia Vasquez-Lavado

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,
unter Verwendung der Gestaltung von

© Octopus Publishing Group Ltd. 2022 und
einer Illustration von © David Eldridge

Redaktion: Iris Rinser

MP · Herstellung: CF

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

978-3-442-31640-3

www.goldmann-verlag.de

*Für all jene,
die den Aufstieg noch vor sich haben ...
Ihr seid nicht allein.*

INHALTSVERZEICHNIS

Kapitel 1	Chomolungma	9
Kapitel 2	Borron y cuenta nueva	23
Kapitel 3	Expeditionshandschuhe	48
Kapitel 4	Sonntagsbeute	81
Kapitel 5	Die eisigen Höhen des Himalayas	118
Kapitel 6	Lancaster 90210	140
Kapitel 7	Ridum	167
Kapitel 8	In der obersten Liga	190
Kapitel 9	Keine unserer Taten ist belanglos	215
Kapitel 10	Peruanisches Cowgirl ohne Vergangenheit	249
Kapitel 11	Gemeinsam einen Fuß vor den anderen setzen	267
Kapitel 12	Wenn alles auseinanderbricht	286
Kapitel 13	Testosteron	313
Kapitel 14	Die Chinesische Mauer	321
Kapitel 15	Wenn du sie nur lässt	344
Kapitel 16	Los Divorciados	376
Kapitel 17	Das Tal des Schweigens	402
Kapitel 18	Die Todeszone	433
Kapitel 19	Auf dem Dach der Welt	461
	Danksagung	475
	Literatur	479

KAPITEL 1

CHOMOLUNGMA

Wenn ich es schaffe, bis tausend zu zählen, dann stehe ich das durch.

1, 2, 3 ...

Das Ganze hier ist einfach nur ein Spaziergang. Sonst nichts. Ein sehr langer, sehr steiler und eventuell tödlicher Spaziergang die Westflanke des Lhotse hinauf, einer senkrechten Wand aus blauem Eis, die mit einer Höhe von mehr als 1000 Metern über dem Western Cwm thront.

Dem Tal des Schweigens. Hier herrscht oft absolute Windstille.

In meinem Inneren ist es jedoch alles andere als still, und aus meiner Sicht ist der Lhotse eine aalglatte, schillernde Bestie.

Ein alpiner Wolkenkratzer.

Kurz vor der Wand, wo sich der Gletscher vom Berg gelöst hat, klafft ein Riss, eine riesige Gletscherspalte. Die glutenfreien Haferflocken vom Frühstück liegen mir schwer im Magen, als ich hinunter in ihre unendliche Tiefe starre. In diesen weit aufgerissenen, hungrigen Schlund.

Dann plötzlich ein Geräusch.

Ein Handschuh fällt und verschwindet im Nichts. Ich sehe ihm nach, starre immer noch hinunter, nachdem er schon lang nicht mehr zu sehen ist, in der Hoffnung, er möge wie von Zauberhand wieder auftauchen.

Von den anderen in meiner Seilschaft sagt keiner ein Wort, und so klettern wir der Reihe nach über zerklüftete Felsen und die Leiter, die über den Bergschrund führt.

Ich konzentriere mich voll und ganz auf die Seile. Zwei dünne

Stricke, die sich die eisige Lhotse-Flanke auf dem Weg zum Mount Everest hinaufschlängeln. Einer für uns, die auf dem Weg nach oben sind, der andere für diejenigen, die hinunterwollen. Die Seile sind gerade mal so dick wie mein Daumen, doch wie der Handlauf einer Treppe führen sie uns über 1500 Höhenmeter nach oben. Vor meinem inneren Auge verwandeln sie sich in Samtbänder, die uns den Weg zu einem geheimnisvollen, exklusiven Club weisen, wo ein ganzes Heer von Tänzerinnen und Tänzern auf uns wartet und die Drinks in Strömen fließen. Ein Filmriss nach einer durchzechten Nacht ist nicht annähernd so beängstigend wie das hier.

Nur ein paar Schritte abseits des Weges, ohne Sicherung, und mich würde dasselbe Schicksal ereilen wie den Handschuh. Ein schnelles und leises Hinübergleiten in einen langen, endlosen Tod.

In anderen Worten: Von hier aus kann es nur bergauf gehen.

17, 18, 19 ...

Unsere Gruppe wird angeführt von Mike, dem leitenden Bergführer, gefolgt von Danny und Brian; sie sind die Schnellsten und Fittesten von uns allen. Dicht hinter ihnen läuft Ang Dorjee. Mark und ich halten in der Mitte Schritt, die ideale Position für uns, und das Schlusslicht bildet Lydia Bradey, eine Everest-Legende – die erste Frau, die den Aufstieg ohne Sauerstoff geschafft hat. Ein weiteres Mitglied unseres Teams – Rob – musste den Aufstieg in Camp 2 aus gesundheitlichen Gründen abbrechen; er hatte schon seit einer ganzen Weile zu kämpfen gehabt.

33, 34 ...

Beim Frühstück meinte Mike, dass wir für die Flanke nicht ganz fünf Stunden bräuchten. Ich verlängere meine Selbstsicherung, öffne die Steigklemme und lege das erste Fixseil zu meiner Linken hinein. Die mithilfe einer Bandschlinge an meinem Klettergurt befestigte Klemme ist eine Art Handbremse beziehungsweise ein Ratschengriff, der sich problemlos am Seil hinaufschieben lässt, bei Belastung nach unten aber blockiert. Langsam setze ich mich in Bewegung, schiebe meine Steigklemme am Seil entlang und grabe

die Finger fest in den Handschuh, damit ich durch den dicken Stoff überhaupt etwas spüre. Meine Handschuhe sind wie immer zu groß. Professionelle Bergsteigerausrüstung wird nach wie vor für Männer entworfen, weshalb sogar die kleinsten Handschuhe um meine Hände schlackern wie zwei riesige Säcke.

Aber ich habe gelernt, damit zurechtzukommen.

Als ich mit dem Bergsteigen anfang, war die Steigklemme ein Symbol. Das Ding, das mich zu einer »echten Bergsteigerin« machte. Ein Werkzeug, mit dem man umgehen können musste, wollte man in den Club der coolen Kletterer und Bergsteiger aufgenommen werden. Nach einem Jahrzehnt des Bergsteigens und nachdem ich auf fünf der Seven Summits gestanden bin, bin ich immer noch ein kleines, seltsames Kind, das einfach nur dazugehören möchte; die Steigklemme aber ist kein glänzendes Stück Ausrüstung mehr, sondern ein Teil von mir, eine Erweiterung meiner selbst. Meine Rettungsleine, mein Anker, sie öffnet sich nur, wenn ich das will.

Ich habe absolute Hochachtung vor der Steigklemme. Ich verehere sie geradezu.

Jedes Mal, wenn ich spüre, wie ihre Stahlzähne ins Seil beißen, entfährt mir ein gedämpftes *Ja*.

55, 56, 57 ...

Wie einen Gehstock schwinge ich meinen Eispickel nach vorn, schlage ihn in die Wand und lehne mich zum Hang, um stabileren Halt zu finden. Das Gehen mit Steigeisen – metallenen Stollen, die man sich an die Schuhe schnallt – ist mühsam und eine Kunst für sich. Indem sie sich tief in den harten Schnee und das Eis graben, verhindern sie, dass man wegrutscht. Zum Glück mache ich ebenso kleine Schritte wie die meisten Sherpas, die schon weiter oben sind und das Nachtlager aufschlagen. Ich vergrößere den Abstand zwischen meinen Tritten so weit, dass ich die kleinen Kanten erreiche, die ihre Stiefel im Eis hinterlassen haben. Im unberührten Eis nicht Spuren zu müssen, spart ein winzig kleines bisschen Energie,

und ich versuche, so wenig Saft wie möglich zu verbrauchen. Jeder Schritt muss sitzen und völlig automatisch ablaufen.

Tief einatmen und ausatmen. Emotionen sind in dieser Höhe gefährlich. Konzentrier dich. Zähl einfach. 61, 62. Keine Gefühle. Einfach nur zählen. 70. Keine Emotionen. Zählen. 84. 85.

Noch 36 Stunden bis zum Gipfel, geht es mir durch den Kopf. Noch zwei Camps. Ich würde ja versuchen, die Kilometer auszurechnen, aber ihre Zahl hat mittlerweile an Bedeutung verloren. So hoch in den Bergen ist Entfernung eine abstrakte Größe. Ein zu vernachlässigendes Detail, könnte man fast sagen. Unsere Tage messen sich in Meilensteinen und Höhenmetern. *Camp 3. 7150 Meter. Camp 4. Gelbes Band. Genfer Sporn. Südsattel. 8000 Meter.* Die Höhe hat uns in ihren Bann geschlagen. Es ist schwer zu sagen, was nah und was fern ist. Die Zeit dehnt sich aus und zieht sich wieder zusammen. Die Perspektive ändert sich schnell. Aus größerer Entfernung betrachtet sind wir eine Reihe von Ameisen, kleine schwarze Punkte, die sich an der Flanke einer kolossalen Bergkette entlang nach oben schieben. Mein Blickfeld aber ist begrenzt auf einen mikroskopisch kleinen Ausschnitt – die schimmernden Bruchstücke der Wand, die ich in diesem Moment erklimme.

Selbst die meisten Vögel steigen nicht in diese Höhen auf, in denen wir uns jetzt befinden.

Ich frage mich, ob Vögel das auch kennen. Dass einen der Gedanke an die Höhe nicht mehr loslässt. Dass man höher hinauswill als alle anderen.

93, 94, 92 ...

Shit! Noch mal von vorn.

Irgendwo hinter dieser Wand liegt der Gipfel. Oder darüber?

Warum habe ich mir die Route nicht besser eingepägt?

Die Lhotse-Flanke ist die letzte Hürde auf dem Weg zu Camp 3, wo unsere Sauerstoffflaschen auf uns warten. Auf über 7000 Metern wird der Aufstieg mehr und mehr zu einem Kampf gegen den Sauerstoffmangel. In dieser Höhe ruht man sich aus, aber man erholt sich

nicht mehr. Wir bauen ab. Wie in Decken gehüllte Neugeborene werden die Sauerstofftanks auf unsere Rücken geschnallt; sie sind unser wertvollstes Gut. Ohne sie sind wir verloren. Na ja, alle außer Lydia vielleicht. Die letzte Rettungsmöglichkeit liegt nun sowieso hinter uns. Helikopter fliegen nur bis zu Camp 2. Jede Rettungsaktion, selbst die Bergung einer Leiche, müsste Schritt für Schritt angegangen werden, zu Fuß, entlang der Seile.

24, 25, 23 ...

Shit. Schon wieder. Also noch mal von vorn.

1, 2, 3 ...

Der Wind nimmt zu.

Die sonst üblichen Gespräche und Blödeleien sind verstummt, statt ihrer sind nur noch tiefes Schnauben und Grunzen zu vernehmen. Jeder konzentriert sich nur auf seinen nächsten Schritt.

»Stein!«, schreit Brian plötzlich von oben und macht einen Schlenker nach rechts, als der basketballgroße Brocken an ihm vorbeirauscht.

Stein! Stein! Stein! Das Wort hallt durch uns wider. Wir alle ducken uns nach rechts weg. 22, 23, 24 ... Von Camp 3 kommend gleitet entlang des nach unten führenden Seils ein anderes Team still an uns vorbei. Sie beim Abstieg zu beobachten, wo alle anderen auf diesem Berg nur an den Aufstieg denken, ist beunruhigend. Wir haben den 17. Mai. *Das* Zeitfenster für einen Gipfelversuch. Wenn man jetzt schon absteigt, ist etwas schiefgelaufen. Während sie an uns vorbeigehen, wird mir auf einmal bewusst, dass ich außer uns heute Morgen noch keine anderen Seilschaften gesehen habe. Wir sind die Einzigen an der Westflanke.

15 Minuten später beginnt der Wind zu pfeifen und zu dröhnen.

»Eis!«, brüllt Ang Dorjee.

Eis

Eis

Eis

Irgendetwas stimmt nicht.

Auf halbem Weg stoßen wir auf eine Ausbuchtung, einen gefährlichen Felsauswuchs, bedeckt von jenem ätherisch blauen Eis, das entsteht, wenn immer wieder Schnee auf die bereits vorhandenen Eismassen fällt und neu gefriert. Über die wunderschöne Eiskruste dieser Ausbuchtung müssen wir nun robben und dabei außerdem einen komplizierten Seilwechsel durchführen.

Jedes Fixseil, das den Lhotse hinaufführt, ist um die 45 Meter lang. Am Ende eines Abschnitts müssen wir unsere Steigklemme vom Klettergurt lösen und sie am nächsten Seil befestigen. Der Augenblick zwischen den beiden Seilen ist am gefährlichsten. Ein Prozess in zwei Schritten, bei dem man immer mit mindestens einem Sicherungsgerät im Fixseil eingehängt sein muss, um einen Absturz zu vermeiden.

Ungesichert zu sein wäre hier Selbstmord.

Ich grabe meine Steigeisen so fest ich kann ins Eis, um beim Seilwechsel das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Ausgerechnet jetzt nimmt der Wind kreischend an Fahrt auf und schleudert uns schuschachtelgroße Felsbrocken entgegen. Eisige Bruchstücke lösen sich aus der Wand und prallen auf meinen Helm. Meine Schutzbrille klappert. Ich gehe auf die Knie und presse meinen Kopf gegen die Flanke. Camp 3, das bei unserer zweiten Akklimatisierungstour von diesem Punkt aus gut zu erkennen war, ist nur noch ein verschwommener Fleck. In der Hoffnung, mehr zu erkennen, kneife ich die Augen zusammen, doch die Wolken sind dick und bauschig wie Zuckerwatte. Dieser Anblick, der überall sonst schön, ja sogar atemberaubend wäre, ist hier ein schlechtes Zeichen.

Einzelne Fetzen solcher Zuckerwattewolken, die sich vom Pulk losgerissen haben, sind nicht lebensgefährlich. Das sind leichte Ministürme, die schnell vorüberziehen. Aber wenn die ganze Wolkenhaube auf uns zukommt, gibt es kein Entrinnen. In diesen Höhen haben die landschaftlichen Kulissen oft eine andere Bedeutung. Mystische Wolkenformationen bringen Lawinen mit sich, und Schneeberge, die aussehen wie Sahnehäubchen, stecken voller eisi-

ger Bruchstücke, die schnell mal ein Bein oder im schlimmsten Fall auch einen ganzen Körper verschlingen.

Die Schönheit und der Tod sind zwei Seiten derselben Medaille.

Heute Morgen hatte Mike noch vorhergesagt, dass später die Sonne durchkommen würde. Stattdessen senkt sich nun eine dicke Wolkenmütze auf den Lhotse herab, und noch bevor meine Füße an der Wand sicheren Halt finden, verwandelt sich das Kreischen des Windes in ein dumpfes Gebrüll. Er drückt Dellen in die Marshmallow-Ärmel meiner Jacke. Rüttelt am Seil. Peitscht den Schnee auf und wirbelt ihn in eisigen Tornados umher. Um uns herum stürzen große Eisbrocken und Geröll in rasender Geschwindigkeit Hunderte von Metern in die Tiefe und zerfallen währenddessen in ihre Einzelteile.

In jedem Katastrophenfilm über den Everest ist das die Szene, in der die Figuren sterben.

Die Sicht ist gleich null.

Das Einzige, was ich noch erkennen kann, ist das Seil direkt vor mir.

Mit einem Stoßgebet, dass der Boden fest sein möge, setze ich einen Fuß auf den felsigen, ausgesetzten Kamm, auf dem Camp 3 liegen soll. Ich entdecke die ersten Zelte, in denen laut Ang Dorjee unsere Sauerstofftanks auf uns warten. Durch meine angefrorene Brille sehe ich sie – kleine silber-gelbe Kartuschen, die im Schnee liegen wie eine Packung AAA-Batterien. Rettungsleinen. Meine Atmung geht flach und stoßweise. Ich stolpere auf die Tanks zu und stürze in das Durcheinander der Gruppe. Wir warten auf Anweisungen von unseren Guides, aber der Wind wirbelt um uns herum wie wilde, eisige Derwische, die jedes Geräusch verschlucken. Ich muss mich anstrengen, um überhaupt irgendetwas zu verstehen, obwohl Mike jetzt aussieht, als würde er schreien. Mein Buff-Tuch und meine dicke Mütze abzunehmen, um ihn besser hören zu können, traue ich mich nicht; Unterkühlung setzt in diesen Höhenlagen sofort ein.

»Nehmt euch eure Sauerstoffflasche und geht weiter!«, bellt uns Mike an, und ich höre, wie sich die Panik in seiner Stimme Bahn bricht. »Los, los, los! Es wird nur noch schlimmer, macht, dass ihr weiterkommt. Hier ist es zu gefährlich. Los jetzt!«

In den letzten fünf Wochen haben wir uns auf diesen Moment vorbereitet, auf unseren Endspurt zum Gipfel. Mike war immer ernst, ja sogar richtiggehend streng gewesen, aber er hatte *niemals* die Ruhe verloren. Die Panik in seiner Stimme versetzt mich in eine Art Rausch, bringt mich zurück in meine Kindheit, nach Lima, nach Hause, wo mein Vater uns mithilfe von Gebrüll motivierte. Befehlen zu folgen war in meinem Elternhaus kein Thema. Dort gab es keine Diskussion; nur Nachspiele. Ich tat immer, was man mir sagte.

Hektisch grabsche ich nach meinem Sauerstofftank und gehe mechanisch und so schnell ich kann die einzelnen Schritte durch.

Schritt eins: Rucksack öffnen.

Schritt zwei: Den Sauerstofftank in die Mitte stopfen.

Schritt drei: Den Regler und die Maske mit dem Tank verbinden.

Schritt vier: Den Regler schließen, damit kein Sauerstoff verschwendet wird.

Mein Herz hämmert. Ich höre meinen Atem gegen das Buff strömen, das meinen Nacken und mein Kinn bedeckt. Irgendetwas mit meiner Maske stimmt noch nicht ganz. Ich fummle am Regler herum, aber mein Team ist schon wieder in Bewegung; also setze ich die Maske auf, unsicher, ob überhaupt Sauerstoff fließt, und folge ihm hinaus in den Schneesturm. Camp 3 liegt in einer flachen Mulde am Rand des Berges, von wo aus man – normalerweise – einen wunderbaren Ausblick auf alles darunter hat. Unsere Zelte wurden am hinteren Ende des Camps aufgeschlagen, weitere 150 Meter die Böschung hinauf. Weiter oben bemerke ich einen Schatten, der sich einen Weg durch den Blizzard bahnt. Ob es Danny oder Brian ist, kann ich nicht erkennen. Das Schneegestöber wird immer dichter, bis es eine feste farblose Wand bildet.

Der Himmel ist vollkommen ausgebleicht.

Angst durchflutet meinen Körper in heißen und unkontrollierbaren Wellen. Panik ist in diesen Höhen tödlich. Ich weiß das. Sie verbraucht Sauerstoff, lässt deine Glieder schwer werden wie Blei. Ich habe für Momente wie diesen trainiert. Doch dieses Wissen kann das Adrenalin, das jetzt durch meine Adern schießt, nicht aufhalten.

Als wir an den ersten Zelten vorbei sind, gilt es noch eine letzte Querung zu nehmen. Eine schmale Felskante, auf die wir uns setzen müssen, damit wir uns in das über unseren Köpfen verlaufende Seil einhängen können. Meine Maske ist beschlagen, die Luftzufuhr langsam und zäh. Beim Einatmen habe ich das Gefühl zu ersticken, anstatt Sauerstoff zu inhalieren. Vielleicht habe ich ja vergessen, den Regler aufzudrehen? *Verdammt*. Ich bleibe stehen und setze den Rucksack ab, um nachzusehen.

»Silvia, was zur Hölle glaubst du eigentlich, was du da machst?«, schnauzt mich Lydia an. »Du stehst hier gefährlich. Geh weiter!«

Von den Männern erwartet man diesen schroffen Ton, aber von Lydia ist eine derartige Ansage irritierend. Ich ringe um Atem, also reiße ich mir die Maske vom Gesicht und sauge die dünne Luft ein. Rasend schnell stürzen Geröllbrocken die Wand hinunter, einige zerbersten, verwandeln sich in tödliche Splitter, andere schlagen ein wie Bomben und blühen vor meinen Augen auf wie winzige Atompilze. Ich greife nach dem Seil und gehe los; auf Zehenspitzen, ganz langsam, setze ich einen Fuß vor den anderen. Ich kann nichts erkennen außer meinen Händen an den Seilen über mir, und dann, ganz plötzlich, sind auch diese zu Ende. Durch den umherwirbelnden Schnee sehe ich kurz das nächste Fixseil aufblitzen. Ich muss mich aushängen.

Meine Zehen in meinen Stiefeln verkrampfen sich, als wollten sie sich an der Bergkante festkrallen. Während ich meine Steigklemme aushänge, halte ich für einen langen, entsetzten Augenblick den Atem an. Für einen Moment bin ich ungesichert und allein.

Was, wenn ich jetzt einfach aufhöre?

Wenn ich mich einfach nur zurücklehne und loslasse? Mich

zusammen mit dem Eis und dem Geröll in die unendliche Leere fallen lasse. Und plötzlich begreife ich: Nicht nur war der Tod immer eine Option, möglicherweise bin ich überhaupt nur deswegen hier.

Während mir das zum allerersten Mal bewusst wird, fliegt mir noch mehr Eis, unendlich viel Eis, wie es scheint, mit Lichtgeschwindigkeit um die Ohren. Ich nehme mal an, dass ich als Nächstes dran bin. Niemand würde mich hören oder sehen. In einem Moment bin ich noch da, und im nächsten wäre ich verschwunden. Einfach so. Vielleicht wäre es leichter, so abzutreten. Mit einem Knall.

In Jahren, die auf eine Sechs enden, sollte man sich vom Everest lieber fernhalten, sagt man. Sie brächten Unglück. Sowohl das Jahr 1996 als auch das Jahr 2006 ließ die Berggemeinschaft am Boden zerstört zurück, nachdem Dutzende Bergsteiger und Sherpas durch Stürme umgekommen waren. Einige der Leichen liegen immer noch schwarz und gefroren auf dem Berg, wo es einfach zu kalt ist, als dass sie jemals ordentlich verrotten könnten.

Nun schreiben wir das Jahr 2016, und ich bin trotz allem hier.

Damals in Peru, als meine Mutter gegen ihren Krebs ankämpfte, war ich bei einem Psychotherapeuten namens Dr. Hugo. Seine Diagnose lautete, dass sich hinter meinem Vorhaben, den Everest zu erklimmen, eine Todessehnsucht verberge. *Ist das nicht bei jedem so?*, lachte ich innerlich und qualifizierte ihn damit als den typisch peruanischen »Machista« ab. Natürlich widerstrebte ihm mein Ehrgeiz. Von Männern wie ihm war ich mein ganzes Leben lang unterschätzt worden. Aber vielleicht hatte Dr. Hugo gar nicht so unrecht gehabt. Vielleicht bin ich tatsächlich hier, damit der Berg erledigt, was ich nicht zustande bringe.

Als ich meine Steigklemme endlich in den letzten Seilabschnitt einhänge, dröhnt in meinem Schädel eine Symphonie. Das Damm-da-damm-da-damm meines Herzens hallt von seinen knöchernen Innenseiten wider. Meine Finger sind trotz der Handschuhe komplett taub. Meine Haut wird erst heiß und dann wieder kalt, und meine Brust hebt und senkt sich, als würde sie jeden Moment

in der Mitte bersten. Ist der Boden über oder unter mir? Alles dreht sich um mich. Meine Füße berühren den Himmel. Alles ist weiß. Leuchtend hell und weiß. Wie die Farbe der peruanischen Schuluniform am ersten Schultag. Makellos weiß wie die Handschuhe, die die Generäle unserer Schulbrigade bei unserem alljährlichen Marsch für das Vaterland trugen. Sie waren ein exklusives Kennzeichen, die ultimative Auszeichnung für besondere schulische Leistungen, etwas, das ich unbedingt erreichen wollte.

Weiß bedeutete Reinheit – rein wie der Schnee, den ich bis dahin nur in Filmen gesehen hatte.

Weiß bedeutete Ruhe, Zugehörigkeit, Gelassenheit.

Weiß bedeutete Ordnung, Güte.

Doch jetzt dringen Schreie aus dem Weiß.

Die schneeweißen Silhouetten meiner Seilschaft huschen in mein Blickfeld und verschwinden sofort wieder. Sie sind irgendwo weiter vorne im Whiteout. Der Wind bringt mich aus dem Gleichgewicht; er ist so stark, dass ich mich fast nicht auf den Beinen halten kann. Ich klammere mich so fest ich kann an die Wand, versuche, mit ihr zu verschmelzen.

Das hier ist verrückt. Absolut durchgeknallt. Auf einen Berg – oder besser auf *diesen* Berg – zu steigen, ergibt absolut keinen Sinn.

1, 2, 3 ...

Ich schwanke am Rand der Querung entlang. Schneeblind hänge ich mich in das letzte Fixseil ein, erreiche das Ende der Querung, lasse mich auf die Knie fallen und krieche auf allen vieren dorthin, wo – wie ich hoffe – die Zelte stehen. Mein Zelt zu finden ist jetzt mein einziges Ziel. Ich blende alle anderen Gedanken und Geräusche aus. Ich zähle nicht mehr. Ich bin nichts weiter als ein Körper, der sich durch Zeit und Raum bewegt. Zum ersten Mal erweist sich Verdrängung als nützlich.

»Geht einfach ins nächstbeste leere Zelt!«, schreit irgendwer, gerade als unsere Sherpas an mir vorbeirennen. »Der Abstieg zu Camp 2, nicht sicher!«

Endlich entdecke ich eine Gruppe undeutlicher Formen. Ich nehme das erste Zelt, das mir unterkommt, fummle an den doppelten Reißverschlüssen herum, bohre schließlich einen Finger zwischen sie, um die gefrorene Zeltklappe öffnen zu können, und rolle mich hinein. Schnell ziehe ich noch meine Steigeisen aus, damit ich mit den Stollen keine Löcher in die Zeltwand reiße, und werfe meinen Rucksack auf den Boden. Mein Sauerstofftank rollt heraus. Meine Zähne klappern, als das Blut in meine Glieder zurückkehrt. Ich kann das Zittern nicht unterdrücken. Der Wind schlägt wie wild gegen die Nylonwände des Zeltes. Mein Herz hämmert gegen meine Brust. Am liebsten würde ich nach Hilfe schreien, aber es würde mich sowieso niemand hören.

Ich kann das nicht.

Ich brauche Hilfe, irgendjemanden.

Große Tränen laufen meine Wangen hinunter.

Ich rolle mich ein. Weiter werde ich nicht kommen. Das war's also. Wer war ich auch, dass ich dachte, ich könnte den Mount Everest bezwingen? Mit den Tränen kommen tiefe, erschütternde Schluchzer. Seit meinem ersten Tag im Base Camp, als ich allein und überwältigt in meinem Zelt saß, habe ich nicht mehr so geweint.

Bevor ich San Francisco verließ, habe ich ein Testament aufgesetzt – eine reine Formsache, zu der mir meine Bergsteigerfreunde geraten hatten. Zu zerstreut, um irgendetwas Offizielles zu unternehmen, schrieb ich eigenhändig ein paar Punkte zusammen. Mein Haus hinterließ ich meiner Non-Profit-Organisation mit dem allgemeinen Hinweis, es solle weiterhin für einen guten Zweck genutzt werden. Doch damals erschien mir das Testament nicht real. Eher wie eine halbherzige Vorsichtsmaßnahme, die eine verantwortungsbewusste Erwachsene ergreifen würde. Doch jetzt haben die Worte *Letzter Wille* und *Testament* plötzlich große Bedeutung.

Was soll mein Vermächtnis sein?

Es gab Nächte in San Francisco, in denen ich betete, die San-Andreas-Verwerfung möge mich verschlucken. Mein Herz möge im

Schlaf einfach aufhören zu schlagen. An manchen Tagen wachte ich mit mysteriösen Blutergüssen am ganzen Körper auf; an anderen Tagen im Krankenhaus, ohne zu wissen, wie ich dorthin gekommen war. Wie ein Forensiker verbrachte ich endlose Tage damit, die Spuren meiner Filmrisse nachzuverfolgen. All die Freunde und Familienangehörigen, die mich baten, nicht auf den Everest zu steigen, die Angst hatten, dass der Berg mich das Leben kosten könnte, verstanden einfach nicht, dass ich seit Jahren dabei war, mich umzubringen.

Ich schlinge die Arme so fest es geht um mich.

Doch das reicht nicht, hat nie gereicht.

Ich hebe den kanarienvogelgelben Sauerstofftank vom Boden auf und presse ihn gegen meine Brust. Stelle mir vor, er würde mich halten, und klammere mich daran fest wie an eine lebenserhaltende Maschine. Was ich in diesem Moment zum Atmen brauche, ist nicht Sauerstoff, sondern Berührung. *Ich brauche eine Umarmung*. Eine Umarmung, die keine Gegenleistung erwartet. Eine Umarmung, die rein ist und Schutz bietet.

Die Umarmung einer Mutter.

Der Everest hat viele Namen; doch sie alle bedeuten Mutter. Sargamtha – Mutter des Himmels; Chomolungma – Mutter der Welt. Aus irgendeinem Grund habe ich sie nie gefürchtet. Ich habe Ehrfurcht vor ihrer Macht, ihrer schieren Masse, doch anstatt Angst zu empfinden, habe ich mich von ihrer Größe stets beschützt gefühlt. Diese uralten Steinmassen, die unbewegliche Brutalität und Schönheit des Everest haben etwas Solides an sich, sie geben mir etwas. Mit der Zeit habe ich sie mehr und mehr als die spirituelle Führerin angesehen, die ich nie hatte. Und ich dachte, dass sie mich im Gegenzug mit dem scharfsichtigen Mitgefühl einer Mutter betrachten würde.

Was für eine haarsträubende Vorstellung.

Wie arrogant und verblendet war ich doch, dass ich dachte, ein Berg könnte mich vor mir selbst retten? Zu glauben, dass diese riesige Felsformation ihre sogenannten Arme ausbreiten und mir

Schutz gewähren würde. Dass es sie auch nur ein bisschen interessieren würde, ob ich lebe oder sterbe. Sie hat schon so viele auf dem Gewissen. Die Menschen kommen aus den unterschiedlichsten Gründen zum Everest – auf der Suche nach Frieden, Abenteuer, Ehre und Ruhm oder Erleuchtung. Und wie jede gute Mutter gibt sie uns nicht, was wir wollen, sondern was wir brauchen.

Vielleicht ist der Everest für mich ja tatsächlich nichts weiter als verklärte Todessehnsucht. Vielleicht habe ich nur nach einem Weg gesucht, auf dem Höhepunkt meines Daseins abzutreten. Wortwörtlich auf dem Höhepunkt.

Warum hatte ich bloß erwartet, dass Chomolungma mich retten würde?

Schließlich war sie nicht die erste Mutter, die mich enttäuschte.

KAPITEL 2

BORRON Y CUENTA NUEVA

Ein flüchtiges Klopfen, dann öffnete sich quietschend die Haustür. Js melodisches Pfeifen tanzte durch das Haus in die Küche, wo ich mit Mamita saß und ihr dabei zusah, wie sie Café Pasado aufbrühte und Maracujas für den Frühstückssaft auslöffelte.

»Hola pasa a la cocina, J«, rief sie. »Estoy haciendo un cafecito.«

»Buenos días«, sagte J, als er in die Küche geschlendert kam, und drückte meiner Mutter einen Kuss auf die Wange.

»Hola J!«, zwitscherte ich und küsste ihn auf die Wange, als er sich zu mir herunterbeugte. Der würzige Duft seines Aftershaves hüllte mich ein wie eine dicke Wolke. J war schlank, hatte einen Schnauzbart, dickes schwarzes Haar und mahagonifarbene Haut; er war jünger als der grauhaarige Griesgram, der sich mein Vater nannte, und mit seiner jugendlichen Energie und seinem Pfeifen erhellte er selbst die dunkelsten Ecken unseres Hauses. Wenn er in der Nähe war, fiel alle Spannung von Mamita ab.

»Jala el banquito!«, sagte sie. *Hol dir einen Stuhl.* Ich musste kichern. Unser Küchentisch, ein niedriger, rustikaler Holztisch, war für kleine Menschen gedacht. Wenn ich mich auf einen der winzigen schwarzen Hocker setzte, passten meine Beine locker darunter. Mein jüngerer Bruder Miguel war noch ein Kleinkind. Mamita kam ohnehin kaum zum Sitzen, bevor wir eine Haushaltshilfe hatten; die ganze Zeit flitzte sie umher und überprüfte, ob das Essen auch warm und den Vorstellungen meines Vaters entsprechend gewürzt war. Und mein Vater Segundo war kaum 1,65 Meter groß. Es war, als hätte man die Küche auf uns zugeschnitten. Doch wenn J mit seinen

1,72 Metern und bis zum Kinn angezogenen Beinen am Tisch saß und aus einem zarten Porzellantässchen trank, sah das einfach nur lächerlich aus.

Mein Vater erlaubte nur selten, dass jemand zu Besuch kam, und meine Mutter schien in Js Gesellschaft förmlich aufzublühen. Mamita stellte zwei Pans Francés auf den Tisch – französische Brötchen mit Butter, Schinken und Käse; sie waren für J als kleine Stärkung vor der Arbeit gedacht. Sie goss ein bisschen Café Pasado, einen sehr starken Kaffee von öliger Konsistenz, in meine und eine Erwachsenenportion in Js Tasse und füllte dann beide mit heißem Wasser aus der Thermoskanne auf. Dann beugte sie sich vor – bereit für den neuesten Klatsch und Tratsch –, und die beiden verfielen in den dumpfen Plauderton, der so typisch für Erwachsenengespräche war. Ich schnappte mir das Kännchen mit der Kondensmilch vom Tisch und schüttete ein bisschen davon in meine Tasse. Mama hatte versprochen, dass ich nach meinem sechsten Geburtstag im folgenden Jahr auch eine ganze Tasse Kaffee trinken dürfe.

»Azúcar?«, fragte ich und hielt J eine Schüssel mit Zuckerwürfeln hin, wobei ich natürlich selbst ein Auge auf die glitzernden Stücke geworfen hatte.

»No, no. Gracias«, sagte J und wuschelte mir durch die Haare.
»No quiero engordar.«

J war überzeugt davon, dass Zucker ihn fett machen würde.

Mamita amüsierte sich gern darüber.

Den Morgen verbrachte ich immer hier. Während J und meine Mutter Kaffee tranken und quatschten, er aß und sie ihn drängte, noch mehr zu essen, ließ ich mich zufrieden von der Sonne wärmen, die durch das Fenster zum Innenhof neben der Küche fiel, und schwelgte in einem Gefühl, das ich nur in diesen Momenten empfand. Manche Dinge fielen mir dann zum ersten Mal auf. Kleinigkeiten. Zum Beispiel das Glitzern in den kastanienbraunen Augen meiner Mutter oder die zusätzliche Röte ihrer vollen, hohen Wangen; die warme Sonne auf meiner Hand, der süß-saure Geschmack

der Maracuja und das körnige Knirschen ihrer Kerne zwischen meinen Milchzähnen. Ich spürte, wie sich diese Dinge einen Weg in mein Bewusstsein bahnten – wo sie als Farbe, Licht oder Freude abgespeichert wurden.

J hatte schon für uns gearbeitet, als ich noch ein Kleinkind war. Ein entfernter, aber vertrauenswürdiger Cousin hatte ihn meinem Vater als verantwortungsvolle Putzhilfe empfohlen. In den 1970er-Jahren herrschte in Lima eine Hierarchie, die klare Grenzen zwischen Arbeiter-, Mittel- und Oberschicht zog und der zufolge Mestizos, also hellhäutige Peruaner mit hauptsächlich spanischem Blut, über den Indígenas, der dunkelhäutigen Andenbevölkerung, standen. Die Hautfarbe wurde dabei zum Synonym für die Schicht. Obwohl mein Vater aus den Anden stammte, fügte er sich dank seines hellen Hauttons und seiner Bildung mühelos in Limas Oberschicht ein; Mama jedoch blieb außen vor, sie fühlte sich in der Arbeiterschicht wohler als bei der Elite. Die meisten Leute in Lima, die sich Angestellte leisten konnten, tranken keinen Cafecito mit ihnen. Aber für Mama waren alle Menschen gleich, ob arm oder reich, und sie erwartete von mir, dass ich es genauso hielt.

»Finanzielle Sicherheit bedeutet gar nichts«, pflegte sie zu sagen.

Erinnerungen an ihre eigene Armut verfolgten sie auf Schritt und Tritt – wie der Geist eines Hundes, den sie immer noch riechen konnte. Für sie saß J im selben Boot; beide taten sie, was eben nötig war, um den ewigen Kampf hinter sich zu lassen. Jung und tüchtig und in einem Alter, das ihrem wesentlich näher kam als das meines Vaters, war J die Sorte starker und sanfter Mann vom Land, den sie sich in meinem Vater immer erhofft hatte.

Für den sie ihn am Anfang vielleicht noch gehalten hatte.

In den Augen der Bewohner seines Heimatortes Santa Cruz de Chuca – oder La Sierra, wie wir es nennen – hatte mein Vater es definitiv zu etwas gebracht. Zunächst einmal hatte er es aus dem kleinen Dorf in den Anden in die Hauptstadt geschafft, wo er eine Aus-

bildung gemacht, sein eigenes Wirtschaftsprüfungsunternehmen gegründet und schließlich ein Haus in Santiago de Surco gebaut hatte, einem farbenfrohen Viertel, das hauptsächlich Angehörige der Mittelschicht, aber auch einige aus der Oberschicht anzog. Doch obwohl sich mein Vater, getrieben von Ehrgeiz und der Suche nach Anerkennung, zu einem wichtigen Mann entwickelt hatte, wurde er jedes Mal schwach, wenn sich die Gelegenheit bot, jungen Männern aus La Sierra zu helfen, wo das Geld knapp war und es nur wenige Optionen gab. Indem er seine Beziehungen nutzte und ihnen Arbeit verschaffte, holte er viele solcher Männer nach Lima. Er wusste, was es bedeutet, wie ein Mensch zweiter Klasse behandelt zu werden. Das verriet schon sein Name. *Segundo*. Der Zweite. Sein ganzes Leben lang versuchte er, diesem Schicksal zu entkommen. Die Vorstellung, einen anderen Mann ins Haus zu lassen, widerstrebte meinem Vater zunächst. Etwas von seinem Grund und Boden abzutreten, war eine Riesensache. Doch wie Mamita muss er sich irgendwie in J wiedererkannt haben, denn mit der Zeit gehörte er für ihn einfach zur Familie.

Irgendwo muss es noch ein Foto geben – darauf bin ich als Kleinkind zu sehen, wie ich an der Hand meines Vaters einem roten Plastikball hinterherjage. Im Hintergrund sieht J uns lächelnd zu.

J putzte einmal die Woche bei uns und brauchte dafür meist den ganzen Tag. Unser zweistöckiges Haus, das ein bekannter Architekt aus Lima im Stil des Modernismus entworfen hatte, war das Lebenswerk meines Vaters, und er erwartete, dass es immer blitzblank war. Vom Boden bis zur Decke erstreckten sich die Fenster und ließen gleißend helles Licht herein, das sich jedoch schnell in den schattigen Ecken des dunklen Kirschholzbodens verlor.

J fing immer mit den Fenstern an. Während er die lange Metallleiter gegen die Hausfront lehnte, stand ich in der Einfahrt und sah ehrfurchtsvoll dabei zu, wie er sie Sprosse für Sprosse erklimmte und die Außenseiten der Fenster mithilfe von Essig und ganzen Stapeln alter Zeitungen von jeglichem Schmutz befreite. Die feuchte Dru-

ckerschwärze hinterließ Flecken auf seinen Händen, die er den ganzen restlichen Tag nicht mehr loswurde. Danach machte er sich an die Böden. Mit La Cera Roja, einem dickflüssigen Karnaubawachs, dessen penetranter Geruch an verschüttetes Benzin erinnerte, polierte er das Parkett, die Treppen und das steile Gelände, bis sie glänzten. Das Wachs war rot wie Ochsenblut, und wenn J es aus der Tube drückte und auf dem Boden verteilte, musste ich immer an den zähen Kleber denken, den ich für meine Kunstprojekte verwendete. Während er den Polierer langsam über den Boden schob, wurde das Wachs dünnflüssiger und verteilte sich, bis es schließlich im Holz verschwunden war. Auch Tage danach schlitterte ich noch wie wild umher, wenn ich in Socken durch das Haus lief, und wenn ich Schuhe anhatte, gaben die Gummisohlen ein steriles Quietschen von sich. Am deutlichsten in Erinnerung geblieben ist mir jedoch der Geruch. Beißend, schwer und alkoholgetränkt setzte er sich in meiner Nase und meiner Kleidung fest.

»Na dann, an die Arbeit!« J beugte sich herunter, und mit einer einzigen fließenden Bewegung hob er mich vom Stuhl auf seine Schultern. Von hier aus konnte ich einen Blick auf den Kühlschrank werfen und mit meinen Fingern beinahe die Decke berühren. Ich lachte ausgelassen. Genauso schnell, wie er mich hochgehoben hatte, stellte er mich wieder auf den Boden und machte sich daran, seine Tasse und seinen Teller wegzuräumen.

»Dejalo nomas«, sagte Mama und scheuchte ihn fort. »Lass es gut sein. Silvita, gib J eine Umarmung und lass ihn dann in Ruhe, okay? Er hat viel zu tun!«

Doch J war bereits pfeifend zur Küche hinausmarschiert und ging zum Schrank in der Eingangshalle, wo er seine Khakihose und sein langärmeliges Button-down-Hemd gegen eine verschlissene Arbeitshose und ein T-Shirt tauschte. Nach der Arbeit duschte er immer auf der Azotea, der Dachterrasse im dritten Stock, wo auch die Wäsche gewaschen wurde; dann rollte er seine Siebensachen zu einem provisorischen Bündel zusammen und schlüpfte wieder in

seine Khakihose und sein Hemd. Er verließ das Haus immer kurz vor Sonnenuntergang, das dicke schwarze Haar perfekt frisiert.

Ein Jahr später, gerade als der Leuchtende Pfad, die Kommunistische Partei Perus, seine Mordserie in den Bergen um Cusco begann, kam ich in die erste Klasse der *María Reina*, der am anderen Ende der Stadt gelegenen katholischen Schule der Marianistas. Es war ein weiter Weg dorthin, aber da mein Vater die Buchhaltung für die Schule machte, wurde uns ein Teil des Schulgeldes erlassen. Bildung stand für ihn an allererster Stelle, und für eine renommierte Schulbildung zu einem guten Preis nahm er auch gern eine längere Fahrt in Kauf – selbst für eine Tochter. Für den Unterricht brauchte ich eine Uniforme *Unico* – eine Hinterlassenschaft von Perus Militärregierung; um die tief in der Gesellschaft verwurzelte Klasseneinteilung zu reformieren, schrieb diese ab 1970 eine landesweit einheitliche Schuluniform vor. Steckte man alle peruanischen Schulkinder in dieselben Klamotten, so dachte man, wären sie nicht mehr auseinanderzuhalten, wodurch soziale, ethnische und ökonomische Unterschiede nicht länger erkennbar wären. Für Diskriminierungen gäbe es dann keinen Grund mehr. Die Uniform trug man sowohl in der Grundschule – die in Peru die erste bis zur sechsten Klasse umfasst – als auch die gesamte Highschool-Zeit über.

In einem Kaufhaus kosteten zwei fertige Uniformen in etwa 300 Soles. Doch auf dem *Mercado Central*, wo meine Mutter mit mir und dem Geld meines Vaters in der Tasche hinging, konnte man schon für ein Viertel des normalen Preises Stoffe kaufen, mit denen sich eine solche Uniform nähen ließ.

»*Agarrate fuerte de mí!*« *Halt dich gut an mir fest*, bläute meine Mutter mir ein und drückte meine linke Hand mit der einen, während sie mit der anderen Hand ihre Tasche umklammert hielt.

Stets auf der Hut vor den zahlreichen Taschen- und Handtaschendieben, die sich auf dem Markt herumtrieben, war meine Mutter eine Expertin darin, sich ihren Weg durch die Straßen zu bahnen. Um den Markt herum standen *Rikschas*, Krankenwagen und Busse,

zu verrauchten Schwärmen zusammengedrängt, und Menschen rannten durch den Verkehr. »Caserita!«, »Caserita!«, hörte man die Verkäufer rufen; mit ihren Kosenamen für die Kunden versuchten sie, uns anzulocken. Das Umwerben und die Schmeicheleien gehörten schlicht und ergreifend zum Einkaufserlebnis.

»Caserita preciosa. Ay mi Reina, que te puedo servir?«

Meine hinreißende Kundin, meine Königin, wie kann ich dir weiterhelfen?

Ich machte mich ein bisschen größer. Ich wusste, dass meine Mutter hinreißend war, und obwohl es nur ums Geschäft ging, erfüllte es mich mit Stolz, wie sie ihr hinterherriefen und versuchten, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie nutzte das zu unserem Vorteil. Das gehörte auch zum Einkaufserlebnis.

Mama legte Material für zwei Röcke und zwei Hemden auf die Ladentheke. Während der Verkäufer die Rechnung ausstellte, warf sie noch zwei weitere Stoffballen dazu. Beides waren größere Stücke.

»Wie viel?«, fragte Mama den Verkäufer.

»200 Soles.«

»Que cosa? Carisimo! Auf keinen Fall. Vámonos. Komm, Silvita, wir gehen.«

Sie griff nach meiner Hand und wollte mich aus dem Laden ziehen. Ich reckte die Nase in die Höhe und marschierte neben ihr her.

»Warten Sie, warten Sie!«, schrie er. »150!«

»Glauben Sie vielleicht, ich bin Millionärin?«, schnaubte meine Mutter. Wir gingen weiter.

»Ay! 125.«

Sie drehte sich auf dem Absatz um und blitzte ihn über die Schulter hinweg an, jederzeit bereit davonzustürmen.

»Hundert. Y nada más.«

»Der da drüben sieht so aus, als wüsste er mein Geld mehr zu schätzen«, sagte Mama und zeigte auf einen nahezu identischen Stand gegenüber.

»Okay, okay, nur die Ruhe. Kommen Sie zurück.«

Unser Abgang war natürlich nur inszeniert. Wie die Noten zu einem Lied oder die Schritte zu einem Tanz gehörte er einfach zum Feilschen dazu. Nur Verlierer zahlen den erstgenannten Preis. Sogar ich wusste das. Wir mussten so tun, als würden wir gehen, um zu bekommen, was wir wollten.

»Packen Sie die größeren Stücke in eine separate Tüte, por favor«, sagte Mama; ihre Hände strichen zärtlich über die schweren Stoffe, während sie sie ordentlich zusammenfaltete und getrennt voneinander auf die Theke legte.

Sie zahlte und dankte dem Verkäufer, und dann tauchten wir wieder im Gewühl der Straßen unter, meine Mutter mit zwei Paketen unter dem Arm und meiner kleinen Hand in der ihren.

»Aber, Mama, warum denn? Warum zwei Pakete? Für wen denn?«

»Schschsch, Hijita.« Sie schnalzte mit der Zunge. »Pass lieber auf. In der Stadt muss man besonders vorsichtig sein, merk dir das. Du bist einfach zu gut behütet.« Sie selbst war in La Victoria aufgewachsen, einem Industrieviertel, das an Limas Altstadt grenzte. Mit den gepflegten Straßen meines Viertels hatte das nichts zu tun. In Lima versammelten sich verschiedene Industriezweige in einzelnen Bezirken: Schuster, Stoffhändler, Stein- und Ziegelbrenner. La Victoria war das Viertel der Autoindustrie. Wir nannten es auch »das Recyclingzentrum«. Wem etwas gestohlen worden war, der machte sich in La Victoria auf die Suche danach. Dabei musste man allerdings gut auf sich aufpassen. Abgesehen von der Familie konnte man dort niemandem trauen. Und selbst innerhalb der Familie konnten sich die Loyalitätsverhältnisse schnell mal ändern.

Wir überquerten die Hauptstraße, schlängelten uns an hupenden Autos vorbei und hasteten zur Kreuzung an der Calle Capón. Ein Lächeln huschte über mein Gesicht. Ich wusste, wo wir waren. Wir waren auf dem Weg zu meiner chinesischen Lieblingsbäckerei. Um den Mercado herum erstreckte sich Limas China Town, wo es jede Menge kantonesisch-peruanische Restaurants – sogenannte Chifas – gab.

»Dein Vater muss übrigens nicht wissen, dass wir in der Stadt waren«, sagte Mama und gab mir ein Schweineschmalzbrötchen – mein Lieblingsgebäck.

Ich überlegte, ob wir meinem Vater einen kleinen Happen vorbeibringen sollten. Sein Büro lag nur ein Stück weiter die Straße hinunter. Aber er mochte es nicht besonders, wenn wir unangekündigt vorbeischneiten; beziehungsweise mochte er es generell nicht, wenn wir vorbeikamen. Und ich hatte mittlerweile gelernt, keine Fragen mehr zu stellen.

»Mmmmmhmmmm«, brummelte ich mit vollem Mund und ließ mir jeden einzelnen Bissen des luftigen Brötchens auf der Zunge zergehen.

Jeden Morgen auf dem Weg zur Arbeit setzte Vater mich an der Schule ab. Da der Berufsverkehr zu dieser Uhrzeit noch nicht richtig eingesetzt hatte, konnte er noch über die Avenida Angamos fahren; nur ein paar Colectivos – Vans, die als kleine Citybusse genutzt wurden – blockierten die Straße, und an den Ampeln schlängelten sich Männer durch die Autoreihen und boten den Fahrern die Morgenzeitung zum Kauf an. Am Nachmittag holte er mich ab und brachte mich nach Hause, wo bereits das Almuerzo – ein ausgedehntes, nachmittägliches Mittagessen – auf ihn wartete. Danach fuhr er wieder ins Büro, wo er bis spätabends arbeitete; manchmal kam er nicht einmal zum Abendessen heim. An solchen Abenden ging meine Mutter in der Küche auf und ab; manchmal beschäftigte sie sich auch mit Miguel.

Meine Mutter bekam man nur schwer zu fassen – sie war wie ein Blitz in Frauengestalt. Ständig flitzte sie umher, huschte ins Haus und sofort wieder hinaus, immer unterwegs, um den nächsten Punkt auf ihrer endlosen To-do-Liste abzuhaken. Anstatt uns ins Auto zu packen und mitzunehmen, ließ sie uns manchmal auch bei J.

Vieles in dieser Zeit war ein verschwommenes Durcheinander aus Bewegung, Licht und Lärm.

Eines Nachmittags richtete sie mir auf einem Schreibtisch im Gästezimmer eine kleine Künstlerwerkstatt mit Skizzenblock und Buntstiften ein.

»Mamita, puedo ir contigo hoy?«

Ich wollte unbedingt mit.

»Nein«, sagte sie und drehte meinen Kopf wieder in Richtung Papier und Stifte. »Heute nicht, Hijita. Du bleibst hier mit J. Ein andermal wieder.«

»Mamita ...«, bettelte ich.

»Ya vengo.« Sie gab mir einen Kuss auf die Wange, und bevor ich weiter protestieren konnte, war sie schon weg. »Un ratito«, rief sie noch auf halbem Weg die Treppe hinunter. Un ratito. Mama war immer nur *ganz kurz* weg. Nur eine *Minute*. Eine *winzig-kleine Minute*. Alles war immer winzig-klein. Nur ein kleines Stück Kuchen. Nur ein winziger Schluck Pisco.

Wie konnte eine solch unbedeutende Kleinigkeit irgendjemandem schaden?

Ich weiß nicht mehr, wie lang sie schon weg war, bis ich Js Pfeifen durch den Flur hallen hörte.

»Silvita?«, rief er mit seiner tiefen Stimme.

»Ah, hier bist du.« Er kam ins Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Dann legte er den Zeigefinger an die Lippen. »Schschsch«, flüsterte er, und seine Augen funkelten wie bei einem Spiel. *Schschsch*. Ich nickte kichernd. Bei welchem Spiel durfte man nichts sagen? Beim Schweigespiel. Das kannte ich. Vielleicht spielten wir aber auch Verstecken.

»Komm her zu mir.« Sein Flüstern war rau, gedämpft.

»Was?«, fragte ich.

»Sientate.« Er klopfte auf die Stelle neben sich. Ich legte den Buntstift weg und ließ mich neben ihn aufs Bett plumpsen.

Seine Hand berührte mein Bein, das von meinem Schulrock bedeckt war. Sie verschlang meinen Oberschenkel, und seine Fingerspitzen strichen über mein Knie. Vom Putzen und Klettern waren

seine Hände kalt und rau. Die Berührung auf meiner warmen Haut jagte mir einen Schauer über den Rücken.

Er sah mir in die Augen, während er sich zu mir herunterbeugte und mit seinen Lippen über meine Wange strich. Ich spürte die drahtigen Haare seines Schnurrbarts und unterdrückte ein Kichern. Ich wollte nicht gegen die Spielregeln verstoßen und gab mir alle Mühe, still zu sein. Doch dann passierte etwas Neues. Seine Lippen berührten meine. Trocken und spröde kratzten sie über die weiche Innenseite meines Mundes. Ich erstarrte. Er musterte mein Gesicht, als erwartete er etwas Bestimmtes. Ich hatte gesehen, wie meine Eltern sich küssten. Ich hatte meine Tante geküsst. Aber sein Kuss fühlte sich anders an. Trotzdem spielte ich mit. Langsam schob er den langen grauen Stoff des Schulrocks mein Bein hoch. Gab mir ein Zeichen, dass ich mich zurück auf das Kissen legen sollte. Das Lachen war verhallt, alles war still. Er hörte auf zu flüstern, hielt aber weiterhin den *Schschs*-Finger an die Lippen gelegt, um mich wissen zu lassen, dass all das zum Spiel gehörte. Nach einiger Zeit – drei Minuten, fünf Minuten, einer Stunde, einer Ewigkeit, ich weiß es nicht – zog er meinen Rock wieder herunter, und ohne den Blickkontakt zu unterbrechen, steckte er eine einzelne verirrte Locke zurück in meinen Pferdeschwanz.

An meinem Bein klebte ein weißes Klümpchen, doch als ich es berühren wollte, wischte J es schnell mit der Innenseite seines T-Shirts weg. »No digas nada«, flüsterte er und kam mir dabei so nah, dass ich seinen feuchten Atem in meinem Ohr spüren konnte. »Tus papas saben lo que estoy haciendo y estan de acuerdo.«

Du brauchst niemandem davon zu erzählen. Deine Eltern wissen Bescheid und sind einverstanden. Sie haben mich darum gebeten.

Für ein Spiel mit J war ich immer bereit gewesen. Er hatte mich auch davor schon geküsst, auf die Wange, hatte mich gestreichelt, mit mir gespielt, mich in die Luft gewirbelt, und dabei hatten wir alle immer gelacht. Mama und ich. Unser Gelächter gehörte zum Spiel. Und jetzt folgte er den Anweisungen meiner Eltern, mei-

nes Vaters, so wie ich es auch immer getan hatte. Ich konnte nicht begreifen, warum sie ihn darum bitten würden, aber ich wagte nicht, ihre Entscheidung infrage zu stellen.

»En conversación de adultos se callan los menores«, pflegte mein Vater immer zu sagen.

Wenn sich Erwachsene unterhalten, haben Kinder still zu sein.

Ab diesem Tag musste J nie wieder *Schschs* machen. Es reichte, wenn er einen Finger an die Lippen legte, und schon hallte der Laut in meinem Kopf wider wie das Zischen einer großen Schlange, die mich und jeden Gedanken zum Schweigen brachte, jeglichen Drang, etwas zu sagen oder Fragen zu stellen, im Keim erstickte. Sogar mein Verstummen ging stumm vonstatten.

Und so fing alles an.

Ein langes, stummes, seltsames Spiel, dessen Regeln ich nie verstand. Nur einer einzigen Sache war ich mir sicher: Das Geräusch der sich öffnenden Garage bedeutete das *Ende* des Spiels. Das Haus kehrte mir gegenüber sein Inneres nach außen. Seine Winkel waren mit einem Mal dunkler. Wenn meine Eltern stritten, empfand ich ein betäubendes Stechen, als triebe mir jemand Nadeln in die Finger. Das Geschrei, die rasende Wut, das Geräusch zersplitternder Vasen und brechender Knochen war für mich kaum zu ertragen. Doch in den folgenden Jahren sollte ich lernen, dass es noch etwas Schlimmeres gab.

Ein Pfeifen.

Stumme Spiele.

Das erstickte Geräusch eines Mädchens, das mit der Hand zum Schweigen gebracht wird.

Jeden Abend vor dem Schlafengehen kniete ich vor dem Nachtkästchen, das zwischen meinem und Miguels Bett stand, nieder und betete zur *Ángelita de la Guarda*.

*Ángelita de la Guarda,
dulce compañía*

no me desampares
ni de noche ni de día.
No me dejes solo que me perdería.

Ich bat sie, Padre, Mamita, Miguel und J zu beschützen. Und ich bat sie, mich zu beschützen. *Bitte, verlass mich nicht, weder am Tag noch in der Nacht, denn wenn du mich verlässt, werde ich mich verlieren.*

Im Jahr 1983 ging ich in die dritte Klasse, und El Sendero Luminoso – *der Leuchtende Pfad* – war mittlerweile aus den Bergen von Ayacucho nach Lima vorgedrungen. In den Nachrichten wurde ständig darüber berichtet. Man hörte von explodierenden Hochspannungsmasten. Großflächigen Stromausfällen. Entführungen. Autobomben. Der Leuchtende Pfad, der sich auf die Grundsätze Mao Zedongs stützte, war eine einheimische Terrorbewegung, die von einem Philosophieprofessor im Zentrum der Anden bei Cusco losgetreten worden war. Er glaubte fest daran, dass Peru ein gerechteres Land werden würde, wenn man der Bourgeoisie Ländereien und Regierungsmacht entreißen und beides dem Proletariat überlassen würde. Die Methoden, die der Leuchtende Pfad im Kampf für seine Ziele einsetzte, waren blutig und unerbittlich.

Es war eine Zeit kaltblütiger Präzision, in der es zu heftigen Gewaltausbrüchen kam. Sowohl innerhalb als auch außerhalb meines Zuhauses war die Gefahr nicht mehr zu übersehen – wie ein leuchtender Strudel riss sie alles mit sich.

Eines Nachmittags wartete ich auf Mamita; wir wollten meine Tía Irene besuchen. Auf der Küchenuhr war es halb vier, das heißt, nein ... es war Viertel nach sechs. Oft verwechselte ich noch den kleinen mit dem großen Zeiger. Mein Magen knurrte, aber ich wagte nicht, nach meiner Mutter zu rufen. Zeit war für Mamita ohnehin irrelevant. Etwas Fließendes, eher ein Vorschlag als ein einzelner Moment. Ich hatte gelernt, mich zu gedulden.

»Segundo, nooo, noo, noo!« Ein Schrei zerriss den hungrigen Dunst, der mich umgab. »Que estás haciendo, noooo.«

Mama!

Von der Haustür führte eine Treppe nach oben in den zweiten Stock. Vorsichtig und auf Zehenspitzen rannte ich bis zur Hälfte hinauf und spähte durch das Treppengeländer. Oben auf dem Absatz sah ich meine Mutter auf allen vieren und meinen Vater, wie er auf ihren Rücken, ihren Hinterkopf, ihre Arme und einfach auf alles eindrosch, was er erreichen konnte.

»Du blödes Miststück!«, bellte er.

Ich rannte noch zwei Stufen hinauf. Je länger er auf sie einschlug, desto stiller wurde sie; sie krümmte sich zusammen und ballte ihre Hände zu Fäusten. Wie eine Schildkröte, die sich in ihren Panzer zurückzieht.

»Noo!«, schrie ich und stürmte die restliche Treppe hinauf; strumpfsockig, wie ich war, kam ich ins Schleudern und landete auf Händen und Knien. Auf allen vieren krabbelte ich die letzten Stufen hinauf. »No a mi Mami!«

Nicht mit meiner Mama!

Seine buschigen Augenbrauen waren zusammengezogen, und Wut blitzte in seinen Augen auf. Verzweifelt warf ich mich zwischen sie. *Vielleicht hört er ja diesmal zu. Vielleicht hört er ja auf...* Seine Faust traf mein Gesicht, und ich hörte das Knacken, noch bevor die heiße schwarze Welle über mich hinwegspülte. Ich stürzte zu Boden und rollte mich neben meiner Mutter zusammen. Blut strömte aus meiner Nase; sein feuriges Rot auf dem blitzblanken cognacfarbenen Boden hatte eine schockierende Wirkung.

»Du Vollidiot!« Mama war plötzlich wieder auf den Beinen und nutzte den kurzen Schockmoment. »Schau nur, was du angerichtet hast. Le has roto la nariz a tu hija.«

Du hast deiner eigenen Tochter die Nase gebrochen.

»Mi hijita, ay, mi hijita. Komm, heb deinen Kopf.« Mama stürzte ins grüne Badezimmer und griff sich eine Handvoll Wattebällchen.

Sie riss eins entzwei und rollte die eine Hälfte zu einem winzigen Ball, den sie mir in das linke Nasenloch schob; dann zog sie mich auf die Couch, und, meinen Kopf in ihre Armbeuge gebettet, drückte mich an sich.

Doch meine Nase hörte nicht auf zu bluten. Ich begann zu jammern.

»Vamos al doctor.« Mama stand abrupt auf, trug mich ohne ein weiteres Wort zu meinem Vater die Treppe hinunter, zur Haustür hinaus und setzte mich im Auto meines Vaters auf den Beifahrersitz.

»Ten la cabeza arriba.«

»Mama, muss ich jetzt sterben?«

»No Hijita, alles wird gut.«

Ich lehnte meinen Kopf zurück und hielt mir die Nase zu, um die beigen Sitze nicht vollzubluten.

In der Notaufnahme gingen wir direkt zur Aufnahmestelle.

»Meine Tochter ist vom Stuhl gefallen und hat sich im Gesicht verletzt«, erklärte Mama ruhig. »Ich habe versucht, die Blutung mit Watte zu stillen, aber es hört einfach nicht auf. Vielleicht hat sie sich etwas gebrochen.«

Entsetzt darüber, dass das Krankenhauspersonal das Ganze nun für meine Schuld halten würde, und verwirrt darüber, dass Mama sich offensichtlich nicht daran erinnern konnte, was gerade passiert war, zupfte ich an ihrer Jacke. »Aber ich bin doch gar nicht runtergefallen, Mama ...« Mit Tränen in den Augen sah sie auf mich herunter und strich mir über das Haar. Ich hatte den metallenen Geschmack von Blut im Mund und spürte, wie mir kleine Klümpchen im Hals hinunterliefen.

»Schschsch, callate hijita«, sagte sie. »Schschsch. No digas nada. Quedate callada.«

Schschhsch, sag nichts. Sei ruhig.

Also schluckte ich hinunter, was ich sagen wollte.

»Quieres unas salchipapas?«, fragte Mama, als wir das Krankenhaus wieder verließen.

»Sí!«, rief ich, und der Gedanke an salzig-knusprige Pommes und Würstchen, die in Mayonnaise und Ketchup schwammen, ließ mich den Schmerz beinahe vergessen.

»Aber Mama, una preguntita. Was ist mit dem Blut auf dem Boden?«

»Mach dir keine Sorgen, Hijita, J macht das morgen weg.«

Es waren so viele Dinge, die ich nun für mich behalten musste.

Und während ich immer stiller wurde, wurden die Bombenexplosionen, die von den Bergen widerhallten, immer lauter.

Der Leuchtende Pfad machte sich nach und nach auch in Lima breit, infiltrierte die Stadt, setzte Busse in Brand und legte Bomben in Wohngebieten.

Als spiegelte das wachsende Chaos außerhalb meines Zuhauses das wachsende Chaos innerhalb wider.

Tía Emerita betete immer zuerst, bevor sie einem Huhn die Kehle durchschnitt. Als Geburtstagskind fiel es mir zu, es festzuhalten – vor allem seine Flügel. Im Flur unterhalb der Treppe stellte sie einen Plastikeimer auf.

»Silvita, komm!« Ihre Stimme war laut und schrill.

»Mama, por qué tengo que hacerlo?«, quengelte ich. *Warum muss ich das machen?*

»Callate y no te quejes!«, blaffte Mama mich an. »Hab gefälligst ein bisschen Respekt vor deiner Tante, sie hat einen weiten Weg hinter sich.«

Wenn es eine Sache gab, die sie nicht leiden konnte, dann war es das, wenn man sich für irgendetwas zu fein war. Vor allem nicht in Gegenwart meiner Tante, die den weiten Weg von Puente Piedra auf sich genommen und auf ihrem Schoß ein von ihr gezüchtetes Huhn hierhertransportiert hatte. Das Viertel, aus dem Tía Emerita kam, lag am Rande von Lima; viele Familien lebten dort an den Hängen in Hütten ohne Wasser, Gas und Strom. Um von dort hierherzugelangen, musste meine Tante den Covida-Bus nehmen, einen alten Schulbus,

der nur eine Route fuhr, für den es aber keinen richtigen Fahrplan gab; und da er deshalb dauernd an allen möglichen Straßenecken anhielt, brauchte man für die 40 Kilometer lange Strecke zu uns schon mal bis zu zwei Stunden. Für eine solche Fahrt musste sie den Hühnerkörper mit einer doppelten Lage Plastiktüten umwickeln, die sie dann zu einer Art Umhängetasche – einer kleinen Hühnertasche – zusammenband und in einen großen Jutesack steckte. Damit das Huhn während der Fahrt Luft bekam, legte sie das Bündel auf den Sitz neben sich oder – wenn der Bus zu voll war – auf ihren Schoß. Danach packte sie es wieder ein und stand schließlich mit Jutesack über der Schulter und einem breiten Grinsen im Gesicht vor unserer Tür.

Emerita war Miguels Patentante und eine direkte Cousine meines Vaters. Sie hatte Santa Cruz de Chuca nach Abschluss der Grundschule verlassen und war nach Lima gekommen, wo sie bei meinem Vater lebte, bis sie sich verliebte und meinen Cousin Felipe zur Welt brachte. Daraufhin zog sie mit ihm in ein einfaches Ziegelhaus mit angrenzendem Eckladen, wo sie Hühner, Schweine, Hasen und Truthähne verkaufte. In La Sierra, Tías Heimatort, war es Brauch, etwas Selbstgezogenes zum Geburtstag zu verschenken. Zum Beispiel Papas, Pollo, Humitas oder Choclo – also Kartoffeln, Hühnchen, mit Maisbrei gefüllte Taschen aus Maisblättern oder Maiskolben. Als Geschenk bedeutete die Frucht der eigenen Arbeit, wie beispielsweise ein Huhn zum Schlachten, mehr als jede Puppe, Süßigkeit oder irgendein Spielzeug.

Das hieß jedoch nicht, dass ich mit diesem Huhn irgendetwas am Hut hatte. Ich war ein Stadtkind, eine Limeña, die daran gewöhnt war, dass das Fleisch, das sie aß, bereits tot und gerupft war.

»Hija«, Mama kniete sich hin, um auf Augenhöhe mit mir zu sein. Mit sanfterer Stimme sagte sie: »Das ist das Geschenk von deiner Tía. Es kommt von Herzen.«

In der Eingangshalle konnte ich den Vogel krächzen hören. Auf dem Ofen begann in einem großen eisernen Kochtopf das Wasser zu brodeln.

Ich wusste, dass es sinnlos war, mich dagegen zu wehren. Ich war jetzt sieben Jahre alt und damit praktisch eine Frau. Ich schätze, es ergab einfach Sinn. Schließlich passierten so viele andere Dinge, die ich ebenfalls nicht verstand. Warum sollte ich also nicht auch in der Lage sein, ein Huhn umzubringen?

Langsam ging ich meinem Schicksal entgegen.

Miguel und unser Cousin Felipe, der sechs Jahre älter war als ich, standen neben Emerita und rangelten miteinander, weil sie unbedingt einen Blick auf den Vogel werfen wollten. Aus den Untiefen des stinkenden Jutesacks zog Emerita ein prächtiges Bündel aus weißen und feurig-orangen Federn hervor. Der kleine Hühnerkörper war in eine ganze Reihe von Plastiktüten gewickelt und roch nach Futterkörnern und Dreck. Während sie das Huhn langsam von den Tüten befreite, bedeutete sie mir, seinen Körper fest zu umfassen. Meine Hände waren etwas zu klein, und es krächzte und wehrte sich gegen meinen zaghaften Griff.

»Halt es gut fest, Mädchen!«, bellte Emerita mich an. »Que no se te escape.«

Federn gruben sich in das weiche Fleisch meiner Finger. Ich drückte fester zu und spürte sein Herz in meinen verschwitzten Händen pochen. Für einen kurzen Moment verschmolzen unsere Herzschläge miteinander.

»Haben Hühner Angst vorm Sterben?«, fragte ich Tía.

»Wenn du so einem Tier deine Liebe beweisen willst, sorgst du dafür, dass es schnell geht«, antwortete sie.

Von dem, was ich bisher beobachten konnte, war Liebe etwas Explosives, Erdbebenähnliches; eine komplizierte Gleichung, bestehend aus Geheimnissen und Vertuschungen, aus sich ständig wandelnden Stimmungen. Fasziniert von der Wärme des pulsierenden Hühnerkörpers in meinen Händen, begriff ich, dass Liebe auch etwas Zärtlicheres sein konnte.

Und genau in diesem Moment beruhigte sich das Huhn.

Bevor ich Tía eine weitere Frage stellen konnte, riss sie mit der